



Patricia
Highsmith
*Der Junge,
der Ripley folgte*

Roman · Diogenes

hätten sie womöglich gemerkt, daß ich nicht nach New Orleans wollte. Ich wollte einfach weg, allein, ohne fremde Hilfe, also bin ich zu Fuß los und mit dem Bus nach Bangor und von dort nach New York und hab einen Flug nach Europa erwischt. – Darf ich?« Frank langte nach einer Zigarette in einem silbernen Becher. »Bestimmt hat meine Familie im Monteleone angerufen und herausgefunden, daß ich nicht dort war – das erklärt dann ... Ich weiß es, hab in der *Tribune* davon gelesen, die kaufe ich mir manchmal.«

{47}»Wann nach der Beerdigung bist du fort?«

Frank mühte sich um eine genaue Antwort: »Sieben, acht Tage danach.«

»Also, warum telegraphierst du deiner Mutter nicht, es ginge dir gut, du wärst in Frankreich und wolltest noch ein bißchen bleiben? Ist doch langweilig, dieses Versteckspiel, oder?« Andererseits fand Frank unter Umständen Vergnügen an dem Spiel, dachte Tom.

»Im Augenblick will ich eigentlich keinen Kontakt zu ihnen. Ich will allein sein. Frei.« Er klang fest entschlossen.

Tom nickte. »Mindestens weiß ich jetzt, warum dein Haar hochsteht. Du trugst es früher links gescheitelt.«

»Stimmt.«

Madame Annette brachte ein Tablett mit dem Kaffee herein. Beide standen auf, Tom sah auf seine Uhr: noch nicht einmal zehn. Warum war Frank Pierson davon ausgegangen, daß er bei ihm Verständnis finden würde? Weil er, Tom Ripley, nach den Zeitungsberichten, die Frank womöglich hatte einsehen können, einen zwielichtigen Ruf hatte? Ob auch der Junge etwas Unrechtes getan hatte? Etwa seinen Vater getötet, ihn von der Klippe gestoßen?

»Ähem.« Tom räusperte sich – warum, wußte er auch nicht – und schlenderte zum Couchtisch. Ein beunruhigender Gedanke. War er ihm wirklich erst jetzt gekommen? Tom wußte es nicht. Doch damit sollte der Junge herausrücken, wenn und wann er wollte. »Kaffee!« verkündete er entschieden.

»Vielleicht sollte ich lieber gehen?« Toms Blick auf die Uhr war dem Jungen nicht entgangen.

»Nein, nein, ich dachte nur an Héloïse. Sie wollte vor {48}Mitternacht zurück sein, doch bis dahin ist noch lange Zeit. Setz dich.« Tom holte den Brandy vom Barwagen. Je mehr Frank heute abend redete, desto besser; außerdem würde er ihn ja heimfahren. »Cognac.« Tom schenkte dem Jungen ein und sich selbst genauso viel, obwohl er das Zeug nicht mochte.

Frank sah auf seine Armbanduhr. »Ich werde gehen, bevor Ihre Frau kommt.«

Héloïse war für den Jungen wohl eine weitere Person, die seine wahre Identität entdecken könnte. »Leider werden sie die Suche ausweiten, Frank. Wissen sie nicht bereits, daß du in Frankreich bist?«

»Keine Ahnung.«

»Setz dich. Ganz bestimmt wissen sie das. Sobald sie mit Paris durch sind, könnten sie dich sogar in einem kleinen Ort wie Moret aufspüren.«

»Nicht wenn ich alte Klamotten trage, Arbeit habe – und einen anderen Namen.«

Eine Entführung, dachte Tom, könnte als nächstes kommen, möglich war es auf jeden

Fall. Er wollte Frank nicht an die Entführung des Getty-Sohnes erinnern, an eine Suche wie mit der Lupe, die doch vergeblich geblieben war: Die Entführer hatten dem Jungen ein Ohrläppchen abgeschnitten, zum Beweis, daß sie ihn hatten, und die drei Millionen Dollar Lösegeld kassiert. Auch Frank Pierson wäre ein dicker Fisch. Sollten ihn Gauner irgendwo wiedererkennen (und sie würden genauer hinschauen als andere Leute), wäre es profitabler, den Jungen zu entführen, als der Polizei einen Hinweis zu geben. »Warum hast du den Paß deines Bruders genommen? Hast du keinen eigenen?«

{49}»Doch. Einen ganz neuen.« Frank hatte auf dem Sofa Platz genommen, in derselben Ecke wie zuvor. »Weiß auch nicht. Kann sein, weil Johnny älter ist, das schien mir sicherer. Und wir sehen uns in etwa ähnlich. Nur daß er blonder ist.« Frank schien sich vor Scham zu winden.

»Kommst du mit Johnny aus? Magst du ihn?«

»Ach ja, schon. Klar mag ich ihn.« Frank sah Tom an.

Eine ehrliche Antwort, Tom spürte das. »Und wie war das mit deinem Vater?«

Frank sah weg, zum Kamin. »Ist schwer, über ihn zu sprechen, seit ...«

Tom ließ ihn mit sich ringen.

»Zuerst wollte er, daß sich Johnny für Pierson interessiert – für die Firma, meine ich. Dann wollte er dasselbe von mir. Johnny schafft es in Harvard nicht auf die Business School, oder er will es nicht. Er interessiert sich für *Fotografie*.« Frank betonte das Wort wie etwas Groteskes und sah Tom kurz an. »Also hat Dad angefangen, mich zu bearbeiten. Das war – ach, über ein Jahr geht das schon so. Ich habe wieder und wieder gesagt, ich wüßte es nicht. Der Konzern ist nämlich sehr groß, und warum sollte ich ihm mein ganzes Leben opfern?« Zorn blitzte in seinen braunen Augen auf.

Tom wartete weiter.

»Also – nein, ehrlich gesagt, so gut haben wir uns wohl nicht verstanden.« Frank nahm die Kaffeetasse. Den Brandy hatte er nicht angerührt, brauchte ihn vielleicht auch nicht, denn er war ja jetzt in Fahrt.

Die Sekunden vergingen, aber vom Jungen kam kein Wort mehr. Tom spürte, daß noch mehr Schmerz in ihm {50}steckte, erbarmte sich und sagte: »Ich habe gesehen, daß dir der Derwatt aufgefallen ist.« Er nickte zum *Mann im Sessel* über dem Kamin. »Gefällt er dir? Mein Lieblingsbild.«

»Ich kenne es nicht. Das dort aber, aus einem Katalog.«

Er meinte *Die roten Stühle*, einen echten Derwatt. Tom wußte auch gleich, wo er es gesehen haben könnte – in einem Katalog der Galerie Buckmaster. Inzwischen bemühten sie sich dort, keine Fälschungen mehr aufzunehmen.

»Waren einige Bilder wirklich gefälscht?« fragte Frank.

»Keine Ahnung.« Tom gab sich alle Mühe, ehrlich zu klingen. »Bewiesen wurde das nie. Nein, ich meine mich zu erinnern, daß Derwatt nach London gekommen wäre, um die Echtheit bestimmter Gemälde zu bestätigen.«

»Ja, ich dachte, Sie könnten dort gewesen sein, weil Sie die Besitzer der Galerie kennen, nicht?« Er lebte etwas auf. »Mein Vater hat nämlich einen Derwatt.«

Tom war froh, ablenken zu können: »Welchen denn?«

»Das Bild heißt *Der Regenbogen*. Kennen Sie es? Beigetöne als Untergrund, darüber ein

Regenbogen, vor allem in Rot. Alles verwischt und gezackt. Man weiß nicht, welche Stadt gemeint ist, Mexico-City oder New York.«

Tom kannte es. Eine von Bernard Tufts' Fälschungen. »Jetzt weiß ich wieder«, sagte Tom, wie in liebevoller Erinnerung an ein echtes Bild. »Dein Vater mochte Derwatt?«

»Wer nicht? Seine Bilder haben etwas Warmes – etwas Menschliches, besser gesagt –, das man in der modernen Malerei nicht immer findet. Ich meine, wenn man Wärme will. Francis Bacon ist hart und realistisch, doch das Bild dort ist das auch, selbst wenn es nur zwei kleine Mädchen zeigt.« Der Junge warf einen Blick über die Schulter auf die {51}beiden kleinen Mädchen auf den roten Stühlen vor einem flammend roten Feuer – ein Gemälde, das man schon wegen des Sujets warm nennen konnte, aber Tom wußte, daß Frank mit Wärme Derwatts innere Einstellung meinte, die sich immer wieder in seinen Konturen von Körpern und Gesichtern zeigte.

Seltsamerweise war Tom persönlich gekränkt, weil der Junge offensichtlich nicht dem *Mann im Sessel* den Vorzug gab – einem Bild, das die gleiche Wärme des Malers ausstrahlte, auch wenn weder Mann noch Sessel in Flammen stand. Das Werk war aber nicht echt. Deshalb gefiel es Tom auch besser. Wenigstens hatte Frank noch nicht gefragt, ob es gefälscht sein könnte, denn falls er das täte, mußte er etwas gehört oder gelesen haben. »Ich sehe, Gemälde gefallen dir.«

Der Junge wand sich ein wenig. »Rembrandt mag ich sehr. Vielleicht finden Sie das seltsam. Mein Vater besitzt einen. Er zeigt ihn nicht, hat ihn irgendwo in einem Safe liegen. Aber ich habe das Bild ein paarmal gesehen. Nicht sehr groß.« Frank räusperte sich, setzte sich auf. »Allerdings zum Vergnügen ...«

Darum ging es doch bei der Malerei, dachte Tom, ganz gleich, ob Picasso meinte, Bilder malen heiße Krieg zu führen.

»Ich mag Vuillard und Bonnard. Die sind so anheimelnd. Dieses moderne Zeug, die Abstrakten ... Eines Tages werd ich sie vielleicht verstehen.«

»Dann hattest du mindestens eines mit deinem Vater gemein: Ihr mochtet beide Bilder. – Hat er dich zu Ausstellungen mitgenommen?«

{52}»Na ja, ich bin allein hingegangen. Gern sogar, wirklich. Seit ich zwölf Jahre alt war, das weiß ich noch. Aber mein Vater saß im Rollstuhl, seit ich etwa fünf war. Jemand hat auf ihn geschossen, wissen Sie?«

Tom nickte. Auf einmal wurde ihm klar, daß Franks Mutter wegen John Piersons Zustand in den letzten elf Jahren ein seltsames Leben geführt haben mußte.

»Aus geschäftlichen Gründen. Nett, nicht?« fuhr Frank zynisch fort. »Mein Vater wußte, wer dahinterstand: ein anderer Lebensmittelkonzern. Ein bezahlter Killer. Aber mein Vater hat die Leute nie verfolgt – gerichtlich, meine ich –, weil er wußte, sonst würden sie noch einen schicken. Verstehen Sie, so ist das nun mal in den Staaten.«

Tom glaubte es gern. »Probier deinen Cognac.« Der Junge nahm das Glas, nippte und verzog das Gesicht. »Wo ist deine Mutter jetzt?«

»In Maine, denke ich. Oder in der New Yorker Stadtwohnung. Keine Ahnung.«

Tom blieb bei dem Thema, weil er hoffte, Frank werde etwas Neues sagen: »Ruf sie an, Frank. Die beiden Nummern hast du sicher im Kopf. Da ist das Telefon.« Es stand auf einem Tisch neben der Haustür. »Ich gehe nach oben, dann kann ich nicht hören, was du

sagst.« Er stand auf.

»Ich will nicht, daß sie herausfinden, wo ich bin.« Der Blick des Jungen war jetzt fester. »Ich würde ein Mädchen anrufen, wenn ich könnte, doch nicht mal *sie* soll wissen, wo ich bin.«

»Wie heißt sie?«

»Teresa.«

»Und wohnt in New York?«

{53}»Ja.«

»Dann ruf doch sie an! Macht sie sich nicht Sorgen? Du brauchst ihr nicht zu sagen, wo du bist. Ich gehe trotzdem nach oben ...«

Aber Frank schüttelte langsam den Kopf. »Sie könnte merken, daß der Anruf aus Frankreich kommt. Das kann ich nicht riskieren.«

War er wegen des Mädchens weggelaufen? »Hast du Teresa erzählt, daß du weg wolltest?«

»Ich hab ihr erzählt, ich wollte kurz verreisen.«

»Hattet ihr Streit?«

»Ach nein, das nicht.« Stille Freude lag auf seinem Gesicht, ein verträumter Ausdruck, den Tom an dem Jungen noch nicht kannte. Dann sah er auf seine Uhr und stand auf.

»Tut mir leid.«

Erst kurz vor elf. Aber Frank wollte nicht, daß Héloïse ihn wiedersah, das wußte Tom. »Hast du ein Foto von Teresa?«

»O ja!« Wieder strahlte er vor Freude. Aus der Innentasche des Jacketts zog er seine Brieftasche hervor. »Das hier. Mein Lieblingsfoto, auch wenn's nur Polaroid ist.« Er reichte Tom einen kleinen, quadratischen Schnappschuß in einer durchsichtigen, genau passenden Hülle: ein Mädchen mit braunen Haaren, wachen Augen und einem verschmitzten Lächeln, den Mund geschlossen, die Augen ein wenig zusammengekniffen. Halblanges, glattes, glänzendes Haar und ein Gesicht, das eher vergnügt als verschmitzt wirkte, als sei das Foto beim Tanzen entstanden. »Sie hat Charme«, sagte Tom.

Frank nickte stumm und glücklich. »Macht es Ihnen {54} auch nichts aus, mich zurückzufahren? Diese Schuhe sind bequem, aber ...«

Tom lachte. »Kein Problem.« Der Junge trug schwarze Glattledermokassins von Gucci, die er frisch geputzt hatte. Sein Jackett aus hell- und dunkelbraunem Harristweed wies ein interessantes Karomuster auf, das Tom vielleicht auch für sich gewählt hätte. »Ich sehe mal nach, ob Madame Annette noch wach ist, und sag ihr, daß ich kurz wegfare und dann wiederkomme. Motorengeräusche machen sie manchmal nervös, andererseits rechnet sie ja mit Héloïses Rückkehr. Geh hier unten auf die Toilette, wenn du willst.« Tom zeigte auf eine schmale Tür in der Diele.

Der Junge ging dorthin, Tom durch die Küche zu Madame Annettes Zimmer. Ihr Zimmer war dunkel, das sah er durch den Spalt unter der Tür. Auf dem Telefentisch schrieb er hastig: »Fahre einen Freund nach Hause. Bin wohl so gegen Mitternacht zurück. T.« Tom legte den Zettel auf die dritte Treppenstufe von unten, wo Héloïse ihn sicher finden würde.

Heute abend wollte Tom das »kleine Gartenhaus« des Jungen sehen. Auf der Fahrt bat er beiläufig: »Kann ich sehen, wie du wohnst? Oder würde das Madame Boutin stören?«

»Ach, die geht gegen zehn ins Bett. Klar, können Sie.«

Soeben hatten sie Moret erreicht. Tom kannte jetzt die Strecke, bog links in die Rue de Paris ein und fuhr langsam bis zur Nummer 78 vor. Vor dem Boutin-Haus zu seiner Linken stand ein Wagen in Fahrtrichtung geparkt. Da die Straße leer war, hielt Tom auf der linken Straßenseite, gegenüber vom anderen Wagen. Im Licht seiner Scheinwerfer konnte Tom die letzten Ziffern des vorderen Nummernschildes lesen: 75, ein Pariser Kennzeichen.

Im selben Moment erstrahlten die Frontscheinwerfer des Fremden, gleißend helles Licht fiel durch Toms Windschutzscheibe. Das Pariser Auto setzte rasch zurück. Tom meinte, vorne zwei Männer auszumachen.

»Was war das?« Frank klang beunruhigt.

»Genau das hab ich mich auch gerade gefragt.« Der Wagen rollte zurück bis zur nächsten Abzweigung, wendete und fuhr schnell davon. »Pariser Nummernschild.« Toms Wagen stand, doch die Scheinwerfer brannten noch. »Ich parke um die Ecke.«

{56}Er hielt in der noch dunkleren, schmaleren Seitenstraße, in der das Pariser Auto gewendet hatte, schaltete die Fahrtlichter aus und drückte die Knöpfe aller drei Beifahrertüren hinunter, sobald Frank ausgestiegen war. »Wahrscheinlich kein Grund zur Sorge«, sagte er, aber ein bißchen besorgt war er schon, wenn er sich vorstellte, daß nun ein oder zwei Mann in Madame Boutins Garten auf sie lauern könnten.

»Taschenlampe.« Tom nahm sie aus dem Handschuhfach, schloß die Fahrertür ab, und sie gingen zum Haus.

Frank holte den langen Schlüssel aus der Innentasche seines Jacketts und schloß das Einfahrtstor auf, das in den Garten führte.

Angespannt wappnete sich Tom für ein Handgemenge gleich hinter dem Tor – die Flügel waren knapp drei Meter hoch und nicht schwer zu überklettern, trotz der eisernen Spitzen darauf. Das Vordertor wäre noch leichter zu bewältigen.

»Schließ wieder ab«, flüsterte Tom, als sie drinnen standen.

Frank schloß ab. Er hatte jetzt die Taschenlampe, und Tom folgte ihm durch Weinstöcke und etliche Obstbäume, Äpfel womöglich, zu einem Häuschen auf der Rechten. Madame Boutins Haus zur Linken lag in völliger Dunkelheit. Tom hörte nichts, nicht einmal den Fernseher eines Nachbarn. In französischen Dörfern konnte es nach Mitternacht totenstill sein.

»Vorsicht!« flüsterte der Junge und leuchtete auf drei zusammenstehende Eimer, denen Tom ausweichen sollte. Er holte einen kleineren Schlüssel hervor, schloß die Tür